



Benedikt Bietenhard
Stefanie Blaser
Geschichte der
theologischen Fakultäten
der Universität Bern
1834–2001

Benedikt Bietenhard, Stefanie Blaser

**Geschichte der theologischen Fakultäten der Universität Bern
1834–2001**

T V Z

Benedikt Bietenhard, Stefanie Blaser

Geschichte der theologischen Fakultäten der Universität Bern 1834–2001

T V Z

Theologischer Verlag Zürich

Publiziert mit freundlicher Unterstützung des Alumni-Vereins der Theologischen Fakultät Bern, der Burgergemeinde Bern, der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn, des Louis und Eugène Michaud-Fonds des Instituts für Christkatholische Theologie der Universität Bern und der Theologischen Fakultät Bern.

Der Theologische Verlag Zürich wird vom Bundesamt für Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre 2019–2020 unterstützt.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung
Simone Ackermann, Zürich

Umschlagbild: Stadtplan von Bern im Jahr 1900. Quelle: Geodaten Stadt Bern
© OpenStreetMap contributors, opendatacommons.org

Satz und Layout
Claudia Wild, Konstanz

Druck
AZ Druck und Datentechnik, Kempten

ISBN 978-3-290-18352-3 (Print)
ISBN 978-3-290-18353-0 (E-Book: PDF)

© 2020 Theologischer Verlag Zürich
www.tvz-verlag.ch

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotografischen und audiovisuellen Wiedergabe, der elektronischen Erfassung sowie der Übersetzung, bleiben vorbehalten.

Inhalt

Vorwort	9
Einleitung	11
1. Die akademische Ausbildung der Theologen bis zum Ersten Weltkrieg	13
1. Die höhere Bildung im Staat Bern seit dem späten Mittelalter	15
1.1 Bildungsinstitutionen und Bildungsverständnis im bernischen Staat des ausgehenden Mittelalters	15
1.2 Bern als Hochschulstandort: Die Hohe Schule 1528–1805	17
1.3 Die Akademie von 1805	26
2. Die Evangelisch-theologische Fakultät in der neuen Hochschule, 1834–1846	31
3. Die Evangelisch-theologische Fakultät unter radikalem Regiment, 1846–1874	38
3.1 Der Zeller-Handel 1847	38
3.2 Der Leitfadenstreit	45
3.3 Die Fakultät im Spannungsfeld der kirchenpolitischen Richtungen	47
4. Die Gründung der Christkatholisch-theologischen Fakultät	51
4.1 Die Vorgeschichte	51
4.2 Kulturkampf, neues Kirchengesetz und Fakultätsgründung	52
4.3 Die Feier zur Eröffnung der Christkatholisch-theologischen Fakultät Bern	57
4.4 Die Anfänge der neuen Fakultät	61
5. Die theologischen Fakultäten im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert	71
5.1 Das Abflauen des Kulturkampfes	71
Intermezzo I: Der Fall Adolf Schlatter	74
5.2 Die Evangelisch-theologische Fakultät in ruhigeren Gewässern ...	84
5.3 Die Christkatholisch-theologische Fakultät im internationalen Kontext	85
5.4 Die innere Differenzierung der beiden Fakultäten	87

6. Professoren und Studierende	92
6.1 Die Professoren	92
6.2 Das Besoldungswesen	99
6.3 Herkunft und Karrieren	102
6.4 Die Studierenden	110
Intermezzo II: Studentenleben in der Zeit des Ersten Weltkrieges – nach den Erinnerungen von Professor Werner Kasser und Pfarrer Hans von Rütte	115
7. Studienreform	123
8. Theologiestudium – auch für Frauen?	127
 II. Die theologischen Fakultäten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts	137
1. Die Lage nach dem Ersten Weltkrieg	139
Intermezzo III: Unsere kleine Stadt – das Freie Gymnasium Bern in der bernischen Theologenlandschaft vor 1950	145
2. Die Christkatholisch-theologische Fakultät nach dem Ersten Weltkrieg	152
3. Berufungsgeschichten	156
3.1 Karl Barth ante portas: Karl Barth und die Evangelisch- theologische Fakultät Bern	156
Bemerkungen zur Causa Barth	166
Intermezzo IV: Karl Barth und Martin Werner	170
3.2 Die Nachfolge Wilhelm Hadorns auf dem Lehrstuhl für Neues Testament	175
3.3 Karl Barth und die Evangelisch-theologische Fakultät Bern zum Zweiten	179
3.4 Nachfolge Lienhards, Hoffmanns, Eymanns: Die Fakultät im Richtungsstress	185
4. Herausforderungen	191
4.1 Der Nationalsozialismus	191
Die Causa Michaelis	191
Werner Küppers	208
4.2 Friedrich Eymann und die Anthroposophie	210
4.3 Die Gruppen- oder Oxfordbewegung	215

Intermezzo V: Studentenleben in der Zeit des Zweiten Weltkrieges – zwei Beispiele	217
Studienwahl	218
Studienbeginn	221
Studium und Prüfungen	222
 III. Die Nachkriegszeit: Bedächtiger Aufbruch zu neuen Ufern	229
1. Einleitung: Die Lage nach dem Zweiten Weltkrieg	231
2. Der Fakultätsalltag am Beispiel der Evangelisch-theologischen Fakultät	234
2.1 Die Prüfungskommission	234
2.2 Reglementarisches	236
Lizenziat, Ehrendoktorat, Doktorat, Habilitation	237
Der Reformdiskurs nach dem Krieg	247
2.3 Die Studierenden, nicht nur aus der Sicht der Prüfungs- kommission	250
2.4 Die Erneuerung des Lehrkörpers im Zeichen des abflauenden Richtungstreites	255
2.5 Karrieren: Der akademische Nachwuchs zwischen Opfer und Förderung	261
2.6 Die Einführung des Assistentenstatus an der Evangelisch-theologischen Fakultät	263
3. Das Pfarramt – auch für Frauen?	266
4. Fakultät-Regierungsrat-Synodalarat: Eine Dreiecksbeziehung zwischen Konsens und Dissens	275
4.1 Die Pfarrerinnen	276
4.2 Der Fall Eymann	276
4.3 Besetzung von Lehrstühlen	277
Der neue Lehrstuhl für Homiletik	279
 IV. Die theologischen Fakultäten vor neuen Herausforderungen	291
1. Von der kleinen zur grossen Universität	293
2. Die Neuordnung des Theologiestudiums an der Universität Bern	296
2.1 Das neue Universitätsgesetz von 1996 und seine Auswirkungen ...	296
2.2 Veränderungen im Aufbau der theologischen Fakultäten	298

3. Frauen als Dozentinnen an den theologischen Fakultäten und als Thema des theologischen Diskurses	304
4. Die studentische Mitsprache	307
5. Der Zusammenschluss der beiden theologischen Fakultäten	309
5.1 Die Debatte im Grossen Rat	309
5.2 Das Verhältnis der beiden Fakultäten zueinander	312
6. Die Frage der Philosophiegeschichte	315
7. Die Judaistik	317
8. Statistisches zur Geschichte der theologischen Fakultäten der Universität Bern	319
8.1 Grösse und Wachstum des Kollegiums	319
8.2 Das Wachstum des Kollegiums im Vergleich zu den Studenten- zahlen	320
8.3 Die Struktur des Kollegiums	321
Herkunft	321
Karriere	322
Tätigkeit vor und nach der Professur	323
9. Musik und alte Sprachen	325
10. Theologieprofessoren als Rektoren im Licht der akademischen Öffentlichkeit	328
11. Ein Blick zurück	344
Bibliografie	349
Quellen	359
Personenregister	363
Bild- und Textnachweis	361
 Anhang	 371

Vorwort

Das Erscheinen dieses Buches hat eine längere Vorgeschichte. Im Jahr 2014 fragte mich Professor Dr. Silvia Schroer an, ob ich mir vorstellen könnte, eine Geschichte der Evangelisch-theologischen Fakultät zu verfassen. Nach einigem Zögern sagte ich zu, kam aber bald zum Schluss, dass es sinnvoll wäre, die Geschichte nicht nur der Evangelisch-theologischen Fakultät darzustellen, sondern auch diejenige der Christkatholisch-theologischen Fakultät einzubeziehen, nicht zuletzt deshalb, weil diese zu Beginn des neuen Jahrtausends ihre Selbstständigkeit verloren hatte.

Bei meinen Recherchen durfte ich von günstigen Umständen profitieren:

Zum einen konnte ich auf die Begleitung einer ad hoc gebildeten Kommission zählen, der neben der Alttestamentlerin Professor Dr. Silvia Schroer auch der Kirchenhistoriker Professor Dr. Martin Sallmann und der Archäologe Professor Dr. Stefan Münger angehörten. Sie unterstützten die Arbeit durch ihr nie nachlassendes Interesse und ihren Zuspruch. Martin Sallmann unterzog das Manuskript nach dem Abschluss einer gründlichen Relecture. Noch verbliebene Fehler gehen selbstredend allein auf das Konto von Autor und Autorin! Die Mitglieder der genannten Kommission scheuten ebenfalls keine Mühe, um dem Projekt die nötige finanzielle Basis zu verschaffen. Ihnen gehört der allerherzlichste Dank von Verfasser und Verfasserin!

Zum anderen erwies es sich als Glücksfall, dass ich meine Tochter Stefanie Blaser, ausgebildete Historikerin, als Mitautorin gewinnen konnte. Wir beide danken hier auch den folgenden Personen und Institutionen für ihre Unterstützung:

Aufseiten der Fakultät ist hier Ulrike Münger zu nennen, die den Anmerkungsapparat einer notwendigen Generalüberholung unterzog. Simone Häberli Mlinar und Markus Isch waren stets bereit, unbürokratisch rasch auch ausgefallenen Wünschen ihr Ohr zu leihen und zu helfen, wo es ohne sie nicht ging. Christian Blaser war uns eine wertvolle Hilfe in allen Belangen der Datenverarbeitung.

Professor Dr. Urs von Arx war vor allem zu Beginn der unverzichtbare Gewährsmann für die dem Autor, der Autorin doch nicht ganz so vertraute Geschichte seiner Christkatholisch-theologischen Fakultät. Uneigennützig stellte er uns seine Unterlagen zur Verfügung. Er und Angela Berlis unterzogen die personenbezogenen Daten im Anhang einer kritischen Prüfung.

Eine universitäre Fakultät ist eine staatliche Institution, unter anderem dazu verpflichtet, ihre Tätigkeit auf den verschiedenen Ebenen zu dokumentieren. Aus dieser Tätigkeit entstehen mit der Zeit Archivalien, die zunächst zur Bearbeitung dem Universitätsarchiv übergeben und danach schliesslich ins Staatsarchiv übergeführt werden. Niklaus Bütikofer vom Universitätsarchiv Bern und die Mitarbeite-

rinnen und Mitarbeiter des Staatsarchivs Bern waren Autor und Autorin das fachkundige Gegenüber beim Suchen und Finden der archivalischen Quellen.

Dank des Entgegenkommens von David von Rütte, seiner Schwester Helene Elsässer-von Rütte und ihrem Neffen, dem Historiker Hans von Rütte, eröffnete sich die Möglichkeit, ursprünglich nur zur Verwendung im Familienkreis vorgesehene autobiografische Texte ihres Vaters Pfarrer Hans von Rütte und ihres Bruders Pfarrer Andreas von Rütte einer breiteren Öffentlichkeit vorzustellen. Zusammen mit dem publizierten Text seines Studienkollegen, des Pfarrers und Schriftstellers Kurt Marti, erfahren heutige Leserinnen und Leser, was die Herren – aus grosser zeitlicher Distanz natürlich – an ihrer jeweiligen Studienzeit in schwieriger Zeit als erinnerungswürdig angesehen haben. In Pfarrer Hans von Rüttes Lebenserinnerungen findet auch seine ehemalige Vikarin Hanni Lindt-Loosli ihren Platz, die sich ihrerseits in ihrem sehr informativen Buch zur Geschichte der Berner Pfarrerrinnen an dieses Vikariat erinnert.

Damit ein Buch es auf den Markt schafft, braucht es nicht nur die Arbeit am Text, es braucht auch einen Verlag, der es herausbringt. Der Theologische Verlag Zürich zeigte sich bereit, das Werk in sein Verlagsprogramm aufzunehmen. Mit grosser Geduld widmete sich Lisa Briner Schönberger den verschiedenen Etappen der Buchentstehung, angefangen bei der Umschlaggestaltung bis hin zur druckfertigen Gestalt des Textes mit all den technischen Klippen, die dabei zu umschiffen sind.

Autor und Autorin wissen es zu schätzen, dass die Theologische Fakultät Bern nicht nur bereit war, ihre Geschichte aufarbeiten zu lassen, ohne dieser Aufarbeitung irgendwelche Rahmenbedingungen zu setzen, sondern auch, die daraus hervorgegangene Publikation finanziell zu unterstützen.

Last but not least: Die Publikation eines Buches kostet Geld, wissenschaftliche Veröffentlichungen tragen sich nicht selbst. Autor und Autorin und die Mitglieder der Kommission sind folgenden Institutionen zu Dank verpflichtet, die im Vertrauen darauf, dass das Werk seine Aufgabe erfülle, die notwendigen Druckkostenzuschüsse gesprochen haben:

Alumni-Verein der Theologischen Fakultät Bern

Bürgergemeinde Bern

Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn

Louis und Eugène Michaud-Fonds des Instituts für Christkatholische Theologie
der Universität Bern

Theologische Fakultät Bern

Benedikt Bietenhard

Einleitung

Es braucht kaum betont zu werden, dass es verschiedene Möglichkeiten gibt, die Geschichte theologischer Fakultäten zu schreiben. Welche dieser Möglichkeiten man aber wählt, hängt zum einen vom Quellenbestand, zum anderen aber von der fachlichen Kompetenz des Verfassers oder der Verfasserin ab.

So kann es durchaus sinn- und reizvoll sein, den Fokus auf die theologische Arbeit der an den Fakultäten lehrenden Professorinnen und Professoren zu richten, ihre Publikationen zu referieren und dabei den Wandel von Theologie zu dokumentieren und zu reflektieren. Der Verfasser und die Verfasserin dieser Studie zogen es aber vor, bei der Darstellung der beiden theologischen Fakultäten der Universität Bern einen anderen Blickwinkel zu wählen.

Bereits bei der Lektüre von Standardwerken zur bernischen Kirchengeschichte, zum Beispiel derjenigen Kurt Guggisbergs, wie noch viel mehr bei der Durchsicht der Protokolle vor allem der Evangelisch-theologischen Fakultät, zeigt sich eindrücklich, in welchem Ausmass die bernische Universitätstheologie über einen langen Zeitraum von staatlicher Beeinflussung geprägt wurde und wie stark sich die dort wirkenden und ausgebildeten Theologen dem neuen Staat von 1831 verpflichtet fühlten. Dieses phasenweise leidenschaftlich anmutende Interesse – es manifestierte sich noch einmal aus Anlass der Gründung der Christkatholisch-theologischen Fakultät – lud geradezu ein, die Geschichte dieser Institutionen von ihren politischen Aspekten her anzugehen, immer im Wissen darum, dass dies nur eine von verschiedenen legitimen Herangehensweisen sein kann.

Wie dies bei allen solchen Unternehmungen der Fall ist, steht auch das hier vorgelegte Werk auf den Schultern wichtiger Vorgänger. Neben den bereits genannten Büchern Kurt Guggisbergs sind besonders zu erwähnen die Publikationen seines Nach-Nachfolgers Rudolf Dellsperger und die dreibändige Geschichte des Kantons Bern von Beat Junker. Nach wie vor wichtig ist die Universitätsgeschichte des Altmeisters der bernischen Geschichtsschreibung, Richard Feller, zum Hundertjahrjubiläum der Universität Bern. Nicht nur ist ihre Lektüre ein Genuss, sondern sie verfolgt die Entwicklung der Hochschule nach Fakultäten geordnet, was die Arbeit an einer aus grösserer zeitlicher Distanz geschriebenen Fakultätsgeschichte wesentlich erleichtert. Grundlegend für das Thema Frauen in Theologiestudium und Pfarramt wurde das Buch «Von der «Hülfсарbeiterin» zur Pfarrerin» von Hanni Lindt-Loosli. Als mächtige Stützen im Hintergrund stehen die grossen Überblicksdarstellungen zur Schweizer Geschichte. Besonders hilfreich für Autorin und Autor waren auch die vielen kleineren und grösseren Publikationen zur Geschichte der

Christkatholischen Fakultät von Urs von Arx, die den Weg in eine ihnen weitgehend unbekannte Welt kompetent erschlossen.

Ohne ein ganz besonderes Werk aber wäre diese Arbeit in der vorliegenden Form nicht möglich gewesen: Es handelt sich um die Hochschulgeschichte Berns, die zum 150-Jahr-Jubiläum von einer Arbeitsgruppe um die Historiker Ulrich Im Hof und Beatrix Mesmer im Jahre 1984 herausgegeben wurde. Sie gehört bis heute zu den massgeblichen Werken der Universitätsgeschichtsschreibung. Neben den konzis gehaltenen Überblicksdarstellungen aus der Feder von Ulrich Im Hof und Beatrix Mesmer ist besonders die immense Arbeit einer grossen Zahl junger Historikerinnen und Historikern zu erwähnen, von denen hier stellvertretend für andere Franziska Rogger, Pietro Scandola und Stephan Schmidlin genannt seien. Ihnen ist das grosse statistische und prosopografische Material zu verdanken, das in die vorliegende Studie dankbar aufgenommen und im ausführlichen Anhang weitergeführt wurde.

I. Die akademische Ausbildung der Theologen bis zum Ersten Weltkrieg

1. Die höhere Bildung im Staat Bern seit dem späten Mittelalter

1.1 Bildungsinstitutionen und Bildungsverständnis im bernischen Staat des ausgehenden Mittelalters

Der bernische Rat bemühte sich gerade in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, «den Bürgern der Stadt, zum Teil auch den Bewohnern der Landschaft und der Munizipalstädte, einzelne Bildungsstätten zugänglich zu machen, die Verbreitung der Bildung zu begünstigen», schreibt Urs Martin Zahnd in seiner Dissertation zu den bernischen Bildungsverhältnissen im ausgehenden Mittelalter.¹ Für die Stadt war aber die Bildung nie Selbstzweck, sondern diente einerseits dem Ruhme der Stadt und andererseits der diplomatischen und verwaltungstechnischen Ausbildung des Politikers. Diese Ausrichtung der Bildungspolitik auf den «Stadtnutzen» hatte aber nach Zahnd den negativen Effekt einer Einschränkung der angewandten Bildungsformen auf das Metier des Politikers, während Ausbildungsmöglichkeiten im kaufmännischen Bereich keine Beachtung fanden.

Im Zentrum der Bildungsbemühungen des Rates stand die *Lateinschule* als eigentliche Stadtschule, weniger bedeutend waren die Schulen des Dominikaner- und des Franziskanerklosters sowie des Chorherrenstiftes zu St. Vinzenz. Als älteste Schule auf Stadtboden stand die Lateinschule «auch nie in Konkurrenz mit einer bereits bestehenden kirchlichen Anstalt, und der Rat musste sich nie mit dem Widerstand der zuständigen kirchlichen Gremien auseinandersetzen».² Die Stadt konnte also seit den Anfängen Ausrichtung, Besetzung und Form der Schule massgeblich beeinflussen.

Grosse Bedeutung mass die Stadt der Universitätsbildung ihrer Schulmeister zu. Da Bern keine eigene Universität besass, musste sich der Rat darum bemühen, an bereits bestehenden Universitäten, die bis Ende des 15. Jahrhunderts alle ausserhalb der Eidgenossenschaft lagen, Studienplätze zu erhalten. Seit dem 13. Jahrhundert lassen sich Berner Studenten an europäischen Universitäten nachweisen, so zum Beispiel in Bologna. In den Vordergrund rückten in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts Paris und Basel, das mit seinem Beitritt zur Eidgenossenschaft im Jahre 1501 zur ersten Schweizer Universität wurde.

Bildungsmöglichkeiten existierten zwar auch auf dem Land, wenn auch in sehr eingeschränktem Mass, gab es doch dort keine ständigen Schulen. Durchziehende

1 Zahnd, Bildungsverhältnisse, S. 27. Die Ausführungen zu diesem Kapitel basieren auf Zahnds Werk.

2 Zahnd, Bildungsverhältnisse, S. 27–28.

Lese- oder Lehrmeister vermittelten gegen Entgelt elementare Kenntnisse. Einzig Munizipalstädte wie Aarberg, Burgdorf oder Thun verfügten über Lateinschulen wie die Hauptstadt Bern. Über Anzahl und Herkunft der Schüler dieser Schulen lassen sich aber aufgrund der vorhandenen Quellen keine Angaben machen.

Zusammenfassend lässt sich sagen:

1. Ziel und Ausrichtung der Bildungsbemühungen wurden im Bern des ausgehenden Mittelalters nie als Selbstzweck, als etwas Autonomes, betrachtet. «Die Bildung blieb immer auf die Erfordernisse des praktischen Lebens bezogen. Gebildet war jener Stadtbürger, dessen Fertigkeiten, Kenntnisse und Geschick den ihm gestellten Aufgaben Genüge zu leisten vermochten.»³
2. Das bernische Spätmittelalter kannte weder eine eigentliche Bildungstheorie noch eine eigene Bildungspolitik, trotz des energischen Einsatzes des städtischen Rates für die Schaffung und den Erhalt von Bildungsmöglichkeiten. Zu diesen gehörte nicht nur die Unterbringung an Universitäten verbündeter Mächte, sondern ebenso diejenige als Pagen an verschiedenen Fürstenhöfen. Letzteres beschränkte sich natürlich auf die Sprösslinge stadtbernischer Ratsfamilien.
3. Die grundlegenden Bildungsangebote, kulminierend in den Lateinschulen der bernischen Städte und Stifte, standen grundsätzlich allen offen und wurden von Vertretern aller Stände und jeglicher Herkunft besucht, waren also auch in der Hauptstadt nicht der Aristokratie vorbehalten. Die kaufmännische Ausbildung hingegen beschränkte sich auf den Dienst in einem kaufmännischen Kontor, der an eine schulische Grundausbildung anschloss.
4. Quellenmässig lassen sich etwa 250 bernische Studenten an den Universitäten des Spätmittelalters fassen. Zwei Drittel von ihnen kamen aus der Hauptstadt, nur ein Drittel aus der Landschaft. Der grösste Teil dieser Studenten war geistlichen Standes, da ihre Ausbildung ja durch die Kirche finanziert war, und nur jeder fünfte verliess die Universität mit einer Graduierung. Laien als Studenten sind erst seit den Universitätsgründungen in Oberdeutschland nachweisbar, insbesondere seit der Eröffnung der Universität Basel. Sie stammten mehrheitlich aus den Ratsgeschlechtern und bildeten die Minderheit unter den bernischen Universitätsbesuchern.
5. Charakteristisch für die bernischen Bildungsverhältnisse im ausgehenden 15. Jahrhundert war nach Urs Martin Zahnd die «konsequente Ausrichtung aller mit der Bildung zusammenhängenden Fragen auf die politische Entwicklung und Stellung der Stadt».⁴ Die Absolvierung bestimmter Bildungswege mit den durch sie erworbenen Bildungsattributen diente nicht nur der Befähigung zum Dienst am Staat, sondern war auch in besonderem Mass Statussymbol,

3 Zahnd, *Bildungsverhältnisse*, S. 217. Dort S. 218–226 auch die weiteren Angaben.

4 Zahnd, *Bildungsverhältnisse*, S. 225.

auch wenn die an Höfen und Universitäten erworbene Bildung immer vorrangig auf das Wirken im Staatsdienst bezogen blieb. Für die nahe Zukunft, die in Glaubensfragen eine grundlegende Neuorientierung mit sich brachte, bedeutete dies zwangsläufig, dass der Berner Rat die Bildung gerade auf der dritten Ebene in die Hand nehmen musste.

1.2 Bern als Hochschulstandort: Die Hohe Schule 1528–1805

Mit der Einführung der Reformation in Bern im Jahre 1528 stellte sich die Frage der Bildungsinstitutionen in Stadt und Landschaft Bern insofern neu, als man nun die Ausbildung der Geistlichen nicht mehr an Universitäten im Ausland delegieren und ihre Finanzierung der Kirche anheimstellen konnte.⁵ Als die Räte den Reformationsbeschluss gefasst hatten, schritten sie zur Tat und gründeten bereits im Februar eine Schule auf akademischem Niveau, die sogenannte Hohe Schule. Zürich war mit der Schaffung der «Prophezei» vorangegangen, diesem Modell folgte Bern. Den Lehrkörper bildeten zunächst zwei, ab 1548 dann drei Professuren für die Fächer Biblische Sprachen (Hebräisch und Griechisch), für Theologie und für «Artes», «Oratorie» oder «Philosophie», was Ulrich Im Hof umschreibt mit «allgemeinem Grundwissen anhand lateinisch-klassischer Literatur, nicht ohne mathematisch-naturwissenschaftliche Ergänzungen».⁶ Als Hochschulgebäude diente das in den Dreissigerjahren umgebaute Barfüsser-(Franziskaner-)Kloster, in dem sich auch das Alumnat befand, welches etwa zwanzig auswärtigen Studenten Unterkunft bot.⁷ Bedürftige Studenten wurden alimentiert durch den «Mushafen», der das «Spendbrot» des späten Mittelalters ablöste. Die Hohe Schule war eine «schola publica» oder «frye offne Schuel», also eine Lehranstalt, deren Vorlesungen öffentlich waren.

Die Hohe Schule, das «Parfüssen Collegium», basierte auf der jetzt «Untere Schule» genannten Lateinschule der Hauptstadt und den Lateinschulen der Municipalstädte von Aarau, Brugg, Burgdorf, Thun und Zofingen. Sie vermittelten die für die Hohe Schule nötigen Grundkenntnisse, waren aber Schulen der gesamten Bürgerschaft und nicht nur auf zukünftige Theologen ausgerichtet. Nicht vergessen darf man dabei, dass Bern, wie die vier anderen reformierten Hochschulstandorte (Basel, Zürich, Lausanne und Genf), nicht nur eine neue reformierte Pfarrerschaft

5 Die Darstellung folgt hier Im Hof, Hohe Schule, S. 25–44. Grundlegend auch Braun-Bucher, Die Hohen Schulen, S. 274–280; Baeriswyl, Franziskanerkloster, S. 227–280.

6 Im Hof, Hohe Schule, S. 26.

7 Dieses Gebäude diente der Hohen Schule, später der Akademie und schliesslich der neuen Hochschule bis zum Universitätsneubau von 1902/03 als Standort. Heute steht dort das Casino.



Hohe Schule, Ostflügel: Von 1528 bis 1903 Standort für Hohe Schule, Akademie und Universität

heranzubilden hatte, sondern dass man zunächst die alte, katholische Geistlichkeit umschulen musste.

Nach der Eroberung der Waadt durch Bern im Jahre 1536 errichteten die neuen Herren in Lausanne ebenfalls eine Haute Ecole nach bernischem Vorbild, deren Grundlage dort die waadtländischen Collèges (Lateinschulen) bildeten. Der Hochschulstandort Bern verfügte bis zum Ende des Ancien Régime als einziger in der Eidgenossenschaft über zwei Hohe Schulen. Zwischen 1525 und 1559 entwickelte sich damit von Zürich über Bern und Lausanne bis Genf ein neuer Hochschultypus, der in der ganzen reformierten Welt prägend wirken sollte.⁸

Nach Ulrich Im Hof unterschieden sich diese Schulen vom traditionellen Universitätstypus durch folgende Merkmale:

- «1. Die einheitlich, straff und konsequent aufgebaute Bildung von elementarer Lateinschule an bis zum Abschluss der akademischen, beziehungsweise theologischen Studien.
2. Die Verbindung akademischer Bildung mit einer bestimmten erzieherischen Disziplin.
3. Die Ausrichtung der akademischen Bildung auf ein festes Berufsziel, das heisst das Pfarramt.
4. Die besondere Pflege der evangelischen Wissenschaften, das heisst der griechischen und hebräischen Sprache.

⁸ Im Hof, Hohe Schule, S. 28.

5. Die Möglichkeit für die betreffenden städtischen Bürgerschaften zur intellektuellen Bildung im heimischen Bereich.
6. Die Verankerung der Hohen Schule in der christlichen Republik, in welcher der Dualismus Staat/Kirche beziehungsweise Geistlichkeit/Laien aufgehoben ist.»⁹

Gerade dieser letztgenannte Punkt sollte in den Anfängen der Hohen Schule bedeutsam werden. Die aus Zürich nach Bern entsandten Mitstreiter Zwingli, Kaspar Grossmann/Megander und Johannes Müller aus Rellikon/Rhellicanus, hatten dem Berner Reformator Berchtold Haller tatkräftig geholfen, der Reformation in Bern im Sinne Zwingli zum Durchbruch zu verhelfen. Als sie nach Zürich zurückkehrten, wurden mit Simon Sulzer und Thomas Grynäus zwei Theologen an die Schule berufen, die dem Luthertum zuneigten. Als im von Grynäus geleiteten Alumnat die zwinglianisch ausgerichtete Minderheit gegen die lutherische Mehrheit aufmuckte, griff der Rat zu ihren Gunsten ein. Schultheiss Hans Franz Nägeli, der Eroberer der Waadt im Jahre 1536, unterzog die Studenten persönlich einer dogmatischen Prüfung, die wohl im Wesentlichen auf die Frage nach dem Abendmahlsverständnis hinauslief, und musste feststellen, dass ein Grossteil von ihnen zum Luthertum neigte, was ihnen eine Gefängnisstrafe eintrug. Als Folge davon verlor Simon Sulzer, nach Richard Feller und Kurt Guggisberg der bedeutendste Berner Theologe jener Zeit, sein Lehramt (Grynäus hatte sich zuvor schon auf die Münsterkanzel zurückgezogen) und wirkte fortan in Basel. Schultheiss und Rat von Bern hatten nach langem, politisch bedingtem Zögern, ein für alle Mal klargemacht, dass sie die Ergebnisse der Disputation von 1528 nicht zu hinterfragen gedachten.¹⁰

Dieser gewaltsam durchgesetzten Lösung waren zwei äusserst turbulente Jahrzehnte vorausgegangen, in denen die bernische Regierung an verschiedenen Fronten gefordert war. Die Ereignisse dieser Formationsphase der konfessionell gespaltenen Eidgenossenschaft sind im Rahmen der hier vorgelegten Skizze nicht zu schildern.¹¹ Im Hinblick auf die Hochschulpolitik des Berner Rates ist jedoch auf eine These des Historikers Peter Bierbrauer kurz einzugehen.¹² Sie lässt sich dabei nahtlos an die Feststellungen von Urs Zahnd zum Spätmittelalter anfügen. Bierbrauer thematisiert in seiner Dissertation die Konflikte zwischen den auf ihre Freiheiten bedachten bernischen Untertanen und der bernischen Regierung, die ihre Landesherrschaft auszubauen gedachte und sich dazu der Reformation bediente. Dabei sei die Ursache des Zusammenstosses von Obrigkeit und Untertanengebie-

⁹ Im Hof, Hohe Schule, S. 28–29.

¹⁰ Zur Auseinandersetzung mit der lutherischen Richtung siehe ausführlich Guggisberg, Kirchengeschichte, S. 204–212, dort auch zum Unterricht in der Unteren Schule, S. 167–168; Feller, Geschichte Berns, S. 267.

¹¹ Zum Ganzen siehe Vischer u. a., Ökumenische Kirchengeschichte, S. 103–134 und 135–147.

¹² Bierbrauer, Freiheit und Gemeinde, S. 279–285.



Lateinschule Bern

ten nicht die Reformation gewesen, «sondern die Tatsache, dass eine durch den gegebenen Verfassungsrahmen beengte Obrigkeit die Dynamik des reformatorischen Prozesses zu nutzen suchte, um die Schranken auf dem Weg zu territorial-staatlicher Machtintensivierung einzureissen und den Bereich staatlichen Handelns auszuweiten».¹³ Den Beweis für diese These sieht Bierbrauer bereits im Verlauf der städtischen Reformationsgeschichte: «Die politisch-administrativen Schritte zur Verstaatlichung der Kirche eilten der förmlichen Anerkennung der theologisch-dogmatischen Grundposition der neuen Lehre in den Jahren 1523 und 1528 stets weit voraus, sie erfolgten also, ohne dass sie bereits immanent zu rechtfertigen gewesen wären.»¹⁴ Damit habe die bernische Obrigkeit die Reformation so offensichtlich zu staatlichen Zwecken ausgebeutet, dass sie damit das Misstrauen der Untertanen geweckt und die Chance einer intellektuellen Auseinandersetzung mit der neuen Lehre und zu ihrer Aneignung in der ländlichen Gesellschaft vertan habe. Im Lichte dieser Erkenntnis wird so deutlich, dass des Berner Schultheissen Dogmatikprüfung nicht primär theologisch, sondern politisch motiviert war. Nach

13 Bierbrauer, *Freiheit und Gemeinde*, S. 280.

14 Bierbrauer, *Freiheit und Gemeinde*, S. 280.

dem Tod Luthers (1546) und dem verlorenen Schmalkaldischen Krieg (1546–47) befand sich der deutsche Protestantismus in der Defensive, während sich Bern und Zürich wieder annäherten. Berns Regierung, obwohl von Anfang an zwinglianisch ausgerichtet, konnte und wollte sich ein Lavieren zwischen Luther und Zwingli nicht mehr leisten. Bullinger und Calvin, die zwei Grossen der zweiten Reformatorengeneration, fanden zusammen und begründeten mit Unterstützung des politischen Machtzentrums Bern eine Reformationslandschaft spezifisch schweizerischer Prägung.

Zu einer solchen gehörte nun im Besonderen, dass die Schweizer Reformatoren nicht bereit waren, ihre Vorstellung von höherer Bildung an das überkommene Universitätsmodell anzupassen. Im Unterschied zu diesem hatten die Hohen Schulen keinen Sonderstatus, keine eigene Gerichtsbarkeit, keine Privilegien und auch kein akademisches Zeremoniell. (Der letzte Punkt wurde übrigens erst in den Dreissigerjahren des 20. Jahrhunderts plötzlich als Mangel empfunden.) Die Aufgabe der neuen Hochschulen war nicht, Akademiker auszubilden, die auch international Anstellungen finden mussten, sondern sie sollten als Träger des intellektuellen Lebens der Republik primär Pfarrer heranziehen. Die Pfarrer wurden in den folgenden Jahrzehnten überdies zu Vertretern der Obrigkeit in den Kirchgemeinden herangezogen. Sie verlasen von der Kanzel die obrigkeitlichen Mandate, fungierten als Schreiber der Chorgerichte (Sittengerichte unter der Leitung des Landvogtes), führten die Zivilstandsregister, prüften die (primär ökonomisch definierte) Ehe-tauglichkeit heiratswilliger Paare und beaufsichtigten den lokalen Schulunterricht.

Ulrich Im Hof bezeichnet die neue Ausbildungsstätte, in Bezug auf das Ausbildungsniveau, als Theologische Fakultät, obwohl korrekt gesprochen dieser Begriff eben eigentlich zur Universität gehörte. Die Hohe Schule in Bern bildete zusammen mit der Haute Ecole von Lausanne die höchste Bildungseinrichtung von Stadt und Landschaft Bern, die sie mit den für die rund 200 Pfarrämter notwendigen Pfarrern zu versorgen hatte. Es lässt sich unschwer erkennen, dass die der neuen Institution anvertraute Aufgabe nahtlos an das für das spätmittelalterliche Bern von Zahnd herausgearbeitete Bildungsverständnis anknüpfen konnte. Die Erfordernisse einer neuen, reformierten Kirche fanden ihre Entsprechung im Pragmatismus einer städtischen Republik.

Die Grundstrukturen waren damit definiert und blieben bis weit ins 18. Jahrhundert weitgehend unverändert. Einzig die Zahl der Professoren wurde durch die Trennung von Hebräisch und Griechisch von drei auf vier erhöht, da die Belastung durch Ausbildung und Führung des Alumnats die drei Professoren überlastete. Weiterhin bildeten die Untere Schule und die Obere Schule eine Einheit, was auch darin zum Ausdruck kam, dass die Untere, also die Lateinschule, in unmittelbarer Nachbarschaft der Hohen Schule einen Neubau beziehen konnte.¹⁵

15 Abbildungen dazu bei Im Hof, Hohe Schule, S. 36

Wie hat man sich den Unterricht an der neuen Hochschule vorzustellen? Die von Zürich der neuen Hohen Schule zur Verfügung gestellten Lehrer Kaspar Megander, Johannes Rellikan und Sebastian Hofmeister (dieser nur kurze Zeit) begannen im Mai 1528 ihre «lectiones publicas» nach dem Vorbild der Zürcher Prophezei.¹⁶ Jeweils dienstags und donnerstags wurde, zunächst im Chorherrenstift und Chor des Münsters, eine alttestamentliche Bibelstelle zuerst lateinisch, dann aus der griechischen Septuaginta und zuletzt im hebräischen Urtext vorgelesen. Dann folgten ein Textvergleich, eine Übersetzung ins Deutsche und eine praktische Auslegung. So verband man Interpretation und Homiletik miteinander. Mit dem Neuen Testament verfuhr man in ähnlicher Weise. Mit andern Worten: Die Professuren für Hebräisch (Megander) und Griechisch (Rellikan) waren Vorläuferinnen der späteren Lehrstühle für Altes und Neues Testament. Ab Mitte Juni 1535 fanden dann die Lektionen im Westteil des Barfüsserklosters statt, von dem die Hohe Schule Berns ihren Namen «Kollegium zu Barfüssen» erhielt.

Die Schule unterstand dem Kleinen und Grossen Rat der Republik Bern, die ihre Kompetenz in ein gemischtes Kollegium von «Schulherren» auslagerte. Zu diesen gehörten Mitglieder des Rates, Stadtpfarrer und die Professoren. Wichtig war die Verbindung zu den Stadtpfarrern, insbesondere zum Münsterpfarrer, der gleichzeitig Dekan des Bern-Kapitels und damit geistliches Oberhaupt des Kantons war. Kaspar Grossmann/Megander als erster Professor amtierte gleichzeitig auch als Münsterpfarrer. Dies erklärt auch, warum bis ins 18. Jahrhundert der Wechsel von einer Professur an der Hohen Schule in ein Stadtpfarramt als Karriereschritt angestrebt wurde. Dass im 19. und 20. Jahrhundert nur einmal ein Münsterpfarrer ordentlicher Theologieprofessor wurde (Wilhelm Hadorn), lässt sich als Nachklang dieser traditionellen Rangfolge deuten.

Zu den besonderen Merkmalen der neuen Bildungsinstitution Hohe Schule gehörte gemäss Ulrich Im Hof auch die Verbindung von akademischer Bildung mit erzieherischer Disziplin. Die Etablierung des neuen theologischen Paradigmas erforderte eine Begründung für die Distanzierung von den Freiheiten der mittelalterlichen Universitäten. Kaspar Grossmann/Megander lieferte dazu das argumentative Muster, indem er in einem Bibelkommentar Klöster und Universitäten als Hurenhäuser titulierte, die durch Wiederherstellung der ursprünglichen Zustände zu Schulen werden müssen. Die in den folgenden Jahrhunderten immer wieder erneuerten Schulordnungen zeugen vom nicht nachlassenden Bemühen der bernischen Obrigkeit, ihren Pfarrernachwuchs als würdige Vertreter einer übergeordneten reformatorischen Sozialdisziplinierung in ihre Kirchen zu entlassen.

Mit der Schulordnung von 1548 war die Aufbauphase der neuen Hohen Schule abgeschlossen. In den vergangenen zwei Jahrzehnten hatte die bernische Obrigkeit

16 Das Folgende nach Guggisberg, Kirchengeschichte S. 166–167. Zum Unterricht an der Zürcher Prophezei siehe Schmid, Theologische Fakultät Zürich, S. 18–19.

Bemerkenswertes zustande gebracht. Sie hatte die theologischen Inputs aus Zürich konsequent umgesetzt und gegen lutheranische Versuchungen verteidigt, war nach den beträchtlichen Irritationen über Zürichs Kappeler Abenteuer wieder mit diesem zusammengekommen und hatte nicht zuletzt der Reformation eidgenössischer Machart durch ihr Ausgreifen nach Westen und den Schutz Genfs ein einheitliches Gesicht und eine globale Perspektive verschafft.

Im nun beginnenden Zeitalter der *theologischen Orthodoxie* (1548–1676), das diese Aufbauphase ablöste, festigten sich die zuvor entwickelten Formen des Unterrichts. Dieser formalisierte sich in starkem Masse durch eine Häufung von Vorschriften. Aufnahme- und Zwischenprüfungen, Kontrollen, Disputationen, Deklamationen und Probepredigten hielten die zukünftigen Prädikanten auf Trab. Sie waren gehalten, in den Vorlesungen und untereinander lateinisch zu reden, was der humanistischen Tradition des Zwinglianismus durchaus entsprach.

Die Dozenten waren, den Neuerungsphasen von 1805 und 1834 nicht unähnlich, zunächst Auswärtige. Der erste Dozent aus der eigenen Schule war Benedikt Marti/Aretius. Ab 1634 befanden sich keine Ausländer mehr im Kollegium, das ab 1663 nur mehr aus bernischen Eigengewächsen zusammengesetzt war. Während im 16. Jahrhundert noch Vertreter der Landschaft im Dozentenstab vertreten waren, schloss sich dieser seit dem 17. Jahrhundert von ihr ab, die Stadtberner blieben fortan unter sich. Drei Viertel der späteren Professoren besuchten nicht nur die Hohe Schule in Bern, sondern studierten auch auswärts, vor allem natürlich in Basel, dann zuerst in Strassburg, später in Heidelberg und Marburg. Im Hof zufolge scheint die Berufung von Hermann Dürholz/Lignaridus auf die theologische Professur im Jahre 1598 von besonderer Wirkung gewesen zu sein. Er hatte in Genf studiert und war dort auch Professor geworden. Dies sicherte den Durchbruch des Calvinismus und stellte den staatskirchlichen Monopolanspruch auch theologisch sicher: «Es herrschte Ordnung und Ruhe [...]. Man bildete solide Pfarrer in diesem Geiste aus, Pfarrer des rechten Glaubens der festgebauten starken Republik; dies sowohl an der Hohen Schule zu Bern wie zu Lausanne, wo man gelegentlich zum Rechten zu sehen hatte.»¹⁷ Die Schattenseite dieser orthodoxen Ordnung zeigte sich in der Behandlung der religiösen Dissidentinnen und Dissidenten (Täufer und Pietisten).

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts kam Bewegung in die überschaubare Berner Hochschullandschaft. Zunächst baute man in den Jahren 1678–1684 das Kloster um in einen barocken Hufeisenbau, der hundert Jahre später noch einmal umgebaut und durch einen Bibliotheksneubau ergänzt wurde. Das Zeitalter der Aufklärung hatte begonnen und forderte seinen Tribut zunächst einmal in der Vermehrung der Lehrstühle, die bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts auf insgesamt acht Professuren erweitert wurden. Bedeutsamer noch war, dass diese Vermehrung nicht der Theologie zugutekam – sie erhielt nur 1686 eine zusätzliche Professur –, son-

17 Im Hof, Hohe Schule, S. 35.

dern andern Fächern, die nun auch «weltliche» Studien ermöglichten.¹⁸ Die Philosophie wurde durch das Fach Eloquenz ergänzt, nach einem kurzen Gastspiel am Ende des 17. Jahrhunderts wurde 1718 die Jurisprudenz definitiv zum selbstständigen Studienfach, 1736 gefolgt vom Fach Mathematik und Naturwissenschaft, das 1749 eine ordentliche Professur erhielt. Mit diesen Weiterungen hatte Bern nachvollzogen, was an andern Hohen Schulen der Schweiz schon Brauch war.¹⁹ Damit hatte es sich aber mit der Anpassung an die Aufklärung. Dogmatische Abweichungen wurden vom Rat nach wie vor rigoros sanktioniert, wie die Lausanner Haute Ecole anlässlich eines Streits um die Konsensusformel um 1720 erfahren musste.²⁰

Die Dozenten durchliefen bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts immer noch einen «cursus honorum» über Philosophie, Griechisch, Hebräisch, erste und zweite Theologie. Zuunterst standen die Professoren der Eloquenz, des Rechts und der Mathematik. Da diese Fächer nicht von Theologen erteilt wurden, konnten ihre Lehrer nicht nachrücken und hatten kein Anrecht auf eine Amtswohnung.

Entlohnt wurden die Professoren immer noch teilweise in Naturalien: Dinkel, Hafer, Wein, Holz, Torf, ferner Senf, Kommunionbrot und Birnen. Hier setzte sich eine Gleichbehandlung aller Professuren durch und die Gehälter glichen sich denjenigen der Stadtpfarrer an, so dass der Wechsel an ein Stadtpfarramt für den Dozenten der Hohen Schule nicht mehr unbedingt einen Karriereschritt bedeutete wie im 16. und 17. Jahrhundert.

Noch verlief der Studiengang in etwa in den Strukturen des 16. Jahrhunderts. Im Alter von 15 Jahren trat der zukünftige Theologe in einer «Promotio ad Lektionen» in die Hohe Schule ein. Dort besuchte er zuerst zwei Jahre lang Eloquenz, eine vertiefte lateinische Grundausbildung in Geografie, Geschichte, Naturgeschichte, Mathematik und Katechisation. Dann folgten drei Jahre «untere Theologie» mit Philosophieunterricht in Logik, Physik und Metaphysik. Mit bestandenem Examen stieg man in die «obere Theologie» auf, wo man sich drei weitere Jahre mit Exegese, Kirchengeschichte, Ethik, Hebräisch, Griechisch, Katechetik für den zukünftigen kirchlichen Unterricht und mit «Singkunst» zu beschäftigen hatte. Das Studium wurde abgeschlossen mit dem «Examen vitae» (Prüfung des persönlichen Lebenswandels) und dem «Examen doctrinae» (wissenschaftliches Examen). Hatte man

18 Zur Struktur der Hohen Schule siehe Braun-Bucher, Die Hohen Schulen, S. 274–280, dort S. 275 die Organisation der Lehrstühle 1528–1676. Eine grafische Übersicht über die Lehrstühle 1528–1805 bei Im Hof, Hohe Schule, S. 37.

19 Zum Stand des bernischen Unterrichtswesens grundlegend: Holenstein, Berns goldene Zeit. Dort das Kapitel «Niedere, Lateinische und Hohe Schulen» mit den Beiträgen von Schmidt, Niedere Schulen, S. 266–269, und Braun-Bucher, Lateinische und Hohe Schulen, S. 272–277. Thematisch übergreifend im gleichen Band Dellsperger, Kirche und Staat, S. 242–247, sowie Stuber, Orthodoxie und Aufklärung, S. 247–251.

20 Zu den Einzelheiten siehe Stuber, Orthodoxie und Aufklärung, S. 248–250.

diese erfolgreich bestanden, wurde man mit etwa 25 Jahren «Candidatus Sancti Ministerii» und damit für ein geistliches Amt wählbar. Nach wie vor blieb die Disziplin straff geregelt. Alumnat, Mushafen und weitere Stipendien standen als soziale Einrichtungen vor allem den städtischen Studenten zur Verfügung, wobei gegen Ende des 18. Jahrhunderts der Mushafen von einer Unterstützung in Naturalien in eine finanzielle umgewandelt wurde. Stipendien kamen auch ungarischen und waldensischen Studenten zugute.

Die Schulordnung von 1676 ordnete das Verhältnis von Hoher Schule und Republik neu. Sie blieb bis zum Ende des Ancien Régime in Kraft. Dem Schulrat als Aufsichtsbehörde gehörten alle Professoren und die zwei Stadtgeistlichen an. Ihm unterstand auch der sogenannte «Coetus», die gleich zusammengesetzte Behörde der Hohen Schule von Lausanne. Für den Bedarf der beiden Schulen in Bern gab es den «unteren Schulrat», in welchem die Professoren, der Gymnasiarch und die beiden Stadtpfarrer sassen. Dort führte einer der Professoren als «Rektor» den Vorsitz.

Die einheimischen Professoren wurden alle in Bern ausgebildet. Die meisten von ihnen ergänzten ihre Ausbildung durch Studien- und Bildungsreisen. Neben den traditionellen Aufenthalten in Basel, Lausanne und Genf sind weitere Studien belegt an den Hugenottenschulen von Saumur, Montauban, Puylaurens und Sedan. In den Niederlanden besuchten die Berner Franeker, Groningen, Utrecht und Leyden, in Deutschland Heidelberg und Marburg. Später kamen Göttingen und Halle dazu und im 18. Jahrhundert Universitäten in England.²¹

Es gab Berner Gelehrte, die an andern europäischen Universitäten reüssierten oder sogar Mitglieder der Royal Society oder der Berliner Akademie wurden. Nicht zum Ruhm gereicht der Berner Hohen Schule, dass Albrecht von Haller sich zweimal vergeblich um eine Professur bewarb. Die Hohe Schule von Bern genoss aber wie diejenige von Zürich einen guten Ruf.²²

Weitere Neuerungen erfuhr das bernische Unterrichtswesen gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Die Untere Schule wurde ab Ende der Siebzigerjahre in eine allgemein zugängliche «Literarschule» mit anschliessendem «Gymnasium academicum» umgestaltet. Parallel dazu entstand eine «Kunstschule», die nun endlich auch zukünftige Kaufleute, Handwerker, Gewerbetreibende, Künstler und Offiziere in Gestalt einer Realschule ausbildete, um so den nicht akademischen, technischen Anforderungen der Zeit gerecht zu werden.

Die Gründungen eines «Politischen Instituts» im Jahre 1787 zur Ausbildung der zukünftigen Magistraten und eines «Medizinischen Instituts» 1797 kamen zu spät, um in der Hochschullandschaft des Ancien Régime noch Wirkung zu entfalten.

21 Im Hof, Hohe Schule, S. 42; S. 43–44 auch viel Interessantes zu den theologischen Strömungen innerhalb der Professorenschaft des 18. Jahrhunderts.

22 So das Urteil Isaak Iselins, das Im Hof, Hohe Schule, S. 43, zitiert.

ten. Immerhin liessen sich die damit begründeten Einrichtungen später nutzen, sollte es gelingen, sie in die Zeit nach den Wirren der Revolution hinüberzuretten.

1.3 Die Akademie von 1805

In den chaotischen Jahren der Helvetik (1798–1803) hatte Bern Glück, dass seine Schulen weitgehend erhalten blieben, was nicht zuletzt der guten Zusammenarbeit des ehemaligen Berner Theologieprofessors und helvetischen Erziehungsministers Philipp Albert Stapfer und seines Lehrers Johann Samuel Ith zu verdanken war. Trotz grosser finanzieller Schwierigkeiten konnten die Professoren den Studienbetrieb weiterführen. Dennoch sank die Studentenzahl von 120 im Jahre 1799 auf 50, nachdem sie noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts 200 betragen hatte. Nach dem Ende der Helvetik war die weitere Entwicklung völlig offen, nicht nur in Bern. Sollte man wieder zu den alten Strukturen zurück oder etwas Neues wagen?

Bern wagte als erster Kanton der Schweiz einen neuen Schritt. Ihm folgten in den Zwanzigerjahren des 19. Jahrhunderts Genf und Lausanne. Die neue, Akademie genannte Institution umfasste nach dem napoleonischen Vorbild der Ecoles Spéciales vier getrennte Fakultäten, Theologie, Jurisprudenz, Medizin und Philosophische Fakultät, anstelle der vorrevolutionären, von der Theologie dominierten Bildungsanstalt. Die Einheit wurde durch eine gemeinsame Aufsichtsbehörde sichergestellt. Der Bestand an Lehrstühlen wurde von acht auf sechzehn verdoppelt, es gab ordentliche und ausserordentliche Professuren und als Neuerung Dozenten ohne Professorenrang, wie zum Beispiel Auguste Schaffter als Privatdozent für Praktische Theologie in französischer Sprache. Noch hatte die neue Akademie keine Autonomie, sie blieb Staatsschule und verzichtete auf die Verleihung von Doktoraten.²³ Jede Fakultät hatte ihren Dekan, doch waren die Professoren nicht mehr in der Kuratel, einer dreiköpfigen Aufsichtskommission, vertreten, die zwei Kuratoren unter der Leitung eines «Kanzlers» umfasste. Dieser war Rektor und Inspektor der Akademie und dem Kleinen Rat verantwortlich, dem er angehörte.²⁴

Die Professorenschaft liess sich nur teilweise aus einheimischem Personal rekrutieren, und so kamen zwischen 1805 und 1830 ein Dutzend Deutsche an die Berner Akademie, die meisten aus Süddeutschland. Damit war Bern «der erste Kanton, der jene Öffnung nach Deutschland vollzog, die fortan die deutschschweizerischen Hochschulen prägen sollte».²⁵

23 Zum Charakter der Akademie als «Schöpfung im Geist der napoleonischen Hochschulreform» vgl. Im Hof, Hohe Schule, S. 47.

24 Dieses mächtige Amt versah bis 1830 Abraham Friedrich von Mutach. Im Hof, Hohe Schule, S. 48.

25 Im Hof, Hohe Schule, S. 49.

Noch dominierte in der Hierarchie die Theologische Fakultät, ihre Professoren waren am besten bezahlt, «und ihre Studenten bildeten nach wie vor einen mehr oder weniger geschlossenen Korpus mit strenger Disziplin. Stipendien gab es nur für sie. Das Pfarramt war der intellektuell anspruchsvollste Beruf geblieben, und es öffnete die Wege nicht nur in die Kirche, sondern auch ins Erziehungswesen.»²⁶ Mit der Tradition des Lateins als Vorlesungssprache hatte man allerdings schon in der Helvetik weitgehend gebrochen, die Philosophische Fakultät bildete den soliden Unterbau für Theologie und Medizin. Studierende der Theologie mussten zuerst die Philosophische Fakultät besucht haben, weshalb sie auch «untere Theologie» genannt wurde.²⁷

An der Theologischen Fakultät wurde Didaktische Theologie inklusive Kirchengeschichte, Homiletik mit Pastoraltheologie und Kirchenrecht sowie Bibelexegese mit Hebräisch gelesen. Die Studenten unterstanden einer strengen disziplinarischen Aufsicht, ihre Vorlesungsnachschriften wurden regelmässig überprüft, ihre Studienliteratur zensiert. Das Urteil des liberalen Berner Kirchenhistorikers Kurt Guggisberg über den Lehrbetrieb im Fach Theologie an der Akademie fällt wenig schmeichelhaft aus: «Die Theologieprofessoren huldigten dem rationalen Supernaturalismus. Sie waren mehr defensiv als offensiv gerichtet und geneigt zu kapitulieren und zu paktieren. Wo man ein Christentum in Geist und Kraft suchte, konnten sie nicht befriedigen, besonders da sie absichtlich die Studenten über die theologischen Kämpfe im Dunkeln liessen. Es ist begreiflich, dass die Studenten die schal gewordene triviale Aufklärung nicht mehr ernst zu nehmen vermochten.»²⁸ Die Frage, ob nach dem gewaltigen Umbruch von Aufklärung, Revolution und Fremdherrschaft überhaupt anderes möglich war, lässt sich zwar stellen, aber kaum beantworten. Einem Brief des damaligen Theologiestudenten Albert Bitzios, später bekannt unter dem Schriftstellernamen Jeremias Gotthelf, entnimmt Rudolf Dellsperger immerhin die Erkenntnis, dass an der Akademie mindestens zwei Professoren und eine «stattliche Anzahl» Studenten zu den «Erweckten» zählten, denen Bitzios' Antipathie galt.²⁹ Etwas differenzierter als Guggisberg lautet das von Rudolf Dellsperger erwähnte Fazit des Berner Philosophen Johann Peter Romang aus dem Jahre 1844. Romang hatte in den Zwanzigerjahren des 19. Jahrhunderts an der Berner Akademie studiert. Er schrieb, es habe damals in Bern als Ehrensache gegolten, ein wenig Rationalist zu sein.

«Von Maasslosigkeiten, wie den Straussischen, Feuerbach'schen und Bauer'schen Büchern, hätte man sich empört zurückgezogen, aber das Hauptinteresse hatte für die

26 Im Hof, Hohe Schule, S. 50.

27 Guggisberg, Kirchengeschichte, S. 581.

28 Guggisberg, Kirchengeschichte, S. 582.

29 Dellsperger, Berns Evangelische Gesellschaft, S. 182.



Johann Peter Romang

den Pietisten Gegenüberstehenden nicht sowohl die lebendige, christliche Gemütsstimmung, als die Bildung, Aufklärung, Wissenschaft. In der Weise der neuern Bibelkritik, der rationalistischen Dogmatik und der ziemlich seichten damaligen Philosophie die Schrift und die Kirchenlehre aufzufassen, sie mit der verständigen Zeitbildung in Einklang zu bringen, sie unter den Gebildeten durch solche Thätigkeit auszuzeichnen, dies war uns Hauptsache, wobei jedoch eine eingezogene, arbeitsame, ernst sittliche, die Bildung nicht von der religiösen Grundlage trennen wollende Richtung auch bei den am meisten Rationalistischen vorherrschte. Allein das Interesse des religiösen Gedankens war stärker als dasjenige des religiösen Lebens. Die Pietisten standen uns wirklich im Ganzen an Bildung und wissenschaftlicher Strebsamkeit nach; dagegen soll man es nur gestehen, um die Frömmigkeit war es ihnen mehr zu thun, als den Anderen. Sie lasen und studierten die Bibel, um das Zeugnis von Christo, die Kraft Gottes, das ewige Leben drin zu finden, nicht um griechische oder hebräische Lesarten gegen einander abzuwägen, verschiedene Stilarten zu entdecken, und nach solchen vermeintlichen Andeutungen die heiligen Bücher kritisch zu zersetzen. Die Gebildeten fanden in Predigten und Büchern ihre hauptsächlichliche Befriedigung in dem, was als geistreiche Wendung, als wissenschaftliche Auffassung sich auszeichnete, die Pietisten in der Erregung des Gemüths. Sie waren wirklich diejenigen, welche am entschiedensten Zeugnis redeten von dem nicht in die Verstandesbildung aufgehenden Glauben [...] Ihre Frömmigkeit war nicht immer ächt; aber das Prinzip der Bildung auf der andern Seite war häufig kein anderes, als dasjenige der [...] Aufklärung.»³⁰

Dellsperger ist zuzustimmen, wenn er sagt, treffender und sachlicher könne man das «Neben- und Gegeneinander von rationalistischer und pietistischer Richtung an der Berner Akademie der zwanziger Jahre kaum beschreiben», als Romang es hier

30 Zit. nach Dellsperger, Berns Evangelische Gesellschaft, S. 183–184.